

8. Eine authentische Beziehung zu Gott und zum Mitmenschen ist nicht möglich ohne die Grundhaltung der Wahrhaftigkeit (vgl. Jesu Vorgehen gegen die „Heuchler“).

9. Aber die absolute Forderung der Bibel nach dieser Grundhaltung der Wahrhaftigkeit hat nichts mit inhumanem (idealistischem) Rigorismus zu tun.

10. Eine solch rigoristische, also einseitige und unglaubliche Überbetonung der Wahrhaftigkeit (wie geschehen) führt zwangsläufig zu deren Aushöhlung und Geringschätzung. Kein Wunder also, daß das Thema Wahrhaftigkeit heute nicht mehr gefragt ist.

## Präsenz und Zeugnis der kontemplativen Orden in der Kirche

### Einige Anregungen

Waltraud Herbstrith (Teresia a Matre Dei OCD), Köln

### I. Zur Situation

Das Beste, das ich bisher aus den Reihen der Kontemplativen gelesen habe, die sich Gedanken darüber machen, wie der Kontemplative heute und morgen sein Jüngerzeugnis in der Kirche leben soll und muß, ist der Artikel Thomas Mertons „Offenheit und Klausur“ aus dem Jahre 1967<sup>1</sup>. Als echter Kontemplativer hat er ein Gespür für notwendige Strukturänderungen in den kontemplativen Frauen- und Männerorden. Notwendig, weil immer neu zu orientieren am Wort Christi in die jeweilige Zeitsituation hinein. Er sagt, sechzehn Jahrhunderte lang habe man es als Selbstverständlichkeit hingenommen, daß der Kontemplative von Gott mehr geliebt sei als die übrigen Menschen und daß die Abgeschlossenheit der Klöster, ihre Armut an Kontakten mit der Welt, Garanten dieses „wundervollen Images“ waren. Diese Zeit ist vorbei. Nicht zum Schaden des kontemplativen Lebens. „Die Kirche wünscht nicht die Zerstörung, sondern die Erneuerung

<sup>1</sup> Deutsch in: *Dienender Glaube, Zeitschrift für Frauen im Ordensstand*, Butzon u. Bercker, Kevelaer, 46 (1970), 1.

des kontemplativen Lebens. Die Erneuerung der kontemplativen Orden gehört zum allumfassenden Programm der Erneuerung der gesamten Kirche. Ein bedeutendes Element dieses Programms in seiner Formulierung durch das Zweite Vatikanische Konzil ist die ‚Offenheit zur Welt‘. Die Kontemplativen sind davon nicht befreit, doch müssen sie es unter ihren speziellen Bedingungen sehen. Anders ausgedrückt, sie müssen bedenken, wie und in welchem Maß sie ‚offen zur Welt‘ sein können, ohne ihre Identität als Kontemplative zu verlieren . . . Die meisten Feststellungen über das kontemplative Leben als Leben der Zurückgezogenheit, der vollkommenen Sammlung, mit der Betonung der Verneinung, Ungestörtheit usw. neigen zu einem eher platonischen als christlichen Schwerpunkt. Diese Konzeption hatte Gültigkeit, solange sie in den Rahmen einer bewußt religiösen Kultur paßte.

Das ganze Weltbild mittelalterlicher Zivilisation war in seiner Struktur auf die Ideen von Ewigkeit und göttlicher Transzendenz aufgebaut . . . Heute müssen wir lernen zu unterscheiden zwischen ‚Religiosität‘ und ‚Jüngerschaft Christi‘. Religion war ein wesentlicher Teil mittelalterlicher, A-religion ist wesentlicher Teil unserer modernen Kultur. Heute ist von Bedeutung nicht, den modernen Menschen zur Annahme von Religion als eines menschlichen oder kulturellen Wertes zu bringen . . . sondern ihn vielmehr sehen zu lassen, daß wir Zeugen Christi sind, der neuen Schöpfung, der Auferstehung, des lebendigen Gottes . . . Das kontemplative Leben muß daher nicht in Begriffen religiöser Observanzen, welche hingebungsvollere Haltungen einer vergangenen Gesellschaft betonen, sondern in Begriffen lebendigen Erfahrens und Zeugnisgebens, und das heißt: in vollkommener christlicher Glaubwürdigkeit verstanden werden“<sup>2</sup>. Nicht die Fixierung auf Observanz, sondern die Heranbildung kontemplativer Menschen, die ihre Jüngerschaft Christi „durch ihren Charakter, durch ihr Leben und durch die Umgestaltung ihres Bewußtseins“ bezeugen, ist gefragt<sup>3</sup>. Der Kontemplative muß heute sein Leben auf biblische Grundlagen stellen, muß Antwort geben auf das Wort Gottes in der Geschichte.

Nicht Eros allein, als die Sehnsucht nach dem Schönen und Wahren, sondern auch Agape, die zur sündigen Welt vorstößt, ist Auftrag der Kontemplativen. Dies verlangt eine Offenheit, die nicht im Widerspruch zur klösterlichen Sammlung steht, sondern notwendig ist für deren Vertiefung und Erneuerung<sup>4</sup>. „Offenheit zur Welt . . . bedeutet, in die Affären der Menschen außerhalb des Klosters mit hineinverwoben zu werden bis zur Identifikation mit ihnen in ihren Wünschen, Problemen, Kämpfen, Ge-

<sup>2</sup> A. a. O., S. 4 und 6.

<sup>3</sup> A. a. O., S. 6.

<sup>4</sup> A. a. O., vgl. S. 7.

fährdungen; es bedeutet lebendige, mit-leidende Teilnahme an der Welt des totalen Krieges, der Völkervernichtung, Rassenunruhen, der sozialen Ungerechtigkeit, des Geizes, der Armut, Gewalt, Begierde, jeder Art von Unordnung . . . Soll unsere Liebe zu Gott die Form einer seligen Ruhe in Tröstungen und innerem Frieden annehmen – oder ist sie Antwort totaler Hingabe, die uns aus uns selbst herausnimmt . . . Einfache Abgeschlossenheit, Zurückgezogenheit und Verweigerung der Anteilnahme würden den Kontemplativen zum Skandal für seinen Bruder in der Welt machen“<sup>5</sup>.

Die Kirche von heute ist sich bewußt, daß der kontemplative Ordensangehörige einen unter vielen Diensten ausübt, daß er die Brüder, die andere Dienste leisten, braucht, und sie ihn. Nur „Mangel an theologischem Wissen, Unkenntnis der wahren Reichtümer christlicher Tradition und kirchlicher Weisheit haben Kontemplative zu einer verkürzenden Sicht ihrer Berufung geführt, einer beinahe materialistischen Sicht in ihrer Betonung von Mauern, Gittern, Schleiern, Zurückgezogenheit, Schweigen“<sup>6</sup>. Van der Meersch, ein holländischer Mönch, sagte einmal ungefähr so: „Wir haben vergessen, die Gotteserfahrungen, die wir machen, mitzuteilen“. Merton mahnt uns: „Maßen wir uns nicht das Recht an, von oben herab zu (unserem Bruder) zu reden, ihm Befehle zu erteilen, so als ob wir eine hervorragende Stellung inne hätten, während er sich vielleicht sagt, daß uns die Klostermauern nur in der Irrealität bestätigt haben . . . Die Menschen sehen uns, erkennen an, daß wir ehrlich sind, daß wir wirklich einen gewissen Frieden gefunden haben, und sie verstehen auch, daß dies schließlich nicht wertlos ist. Aber sind wir in der Lage, sie zu überzeugen, daß dies für sie persönlich einen Sinn hat? Ich will damit sagen, können wir sie von unserm Beruf her und als Gemeinschaft, als ‚Kontemplative‘ einer Institution hinter Klostermauern, davon überzeugen, daß unser Leben nach der Ordensregel für sie etwas bedeutet?“<sup>7</sup>

Während also die kontemplativen Orden erkennen, daß sich manches bei ihnen wandeln muß, daß ihre Erfahrungen mit Gott in eine neue Beziehung zur Welt – die als ganze von Gott erlöst ist – eingehen müssen, macht sich außerhalb der Klöster, ja ganz unabhängig von ihnen, unter Gläubigen und Nichtgläubigen ein Verlangen nach Vertiefung, nach Anweisung zum Gebet, nach Meditation bemerkbar. Es zeigt sich die Diskrepanz, daß Nichtordensleute – nach Robinson „Nicht-Fachleute“ für’s Gebet – suchende Menschen in Erkenntnisse und Erfahrungen einweisen, die sie sich „von Hand zu Hand“ weiterreichen, während die „Kontemplati-

<sup>5</sup> A. a. O., S. 4, 5 und 9.

<sup>6</sup> A. a. O., S. 7.

<sup>7</sup> Thomas Merton, *Wir suchen Jesus den Christus*, Kreuzring Bücherei Bd. 63, Johann Josef Zimmer Verlag, Trier, 1972, S. 9.

ven“, die schon Jahre und Jahrzehnte meditiert haben, dieser Bewegung hilflos gegenüberstehen. Die von Berufs wegen Kontemplativen fragen heute „Nicht-Kontemplative“, wie man Gotteserfahrungen weitergibt. Die kontemplativen Klöster, die früher eine große Ausstrahlung hatten, sind zu Randsiedlern geworden. „Die alte christliche Lehre von der Gnade, die niemals rein unsichtbar vorhanden ist, sondern in irgendwelcher Art zur Sichtbarkeit und Ausdrücklichkeit strebt, müßte auch Lebensgesetz der kontemplativen Klöster werden“<sup>8</sup>. Klemens Tilmann zeigt die Krisensituation, in der wir uns befinden, recht nüchtern auf: „Daß das Erscheinungsbild der Kirche in der westlichen Welt oder die Lebensweise ihrer Christen deutliche meditative Züge tragen, wird niemand behaupten. Eher besteht die Gefahr, daß westliche Missionare den meditativen Ländern Asiens ein einseitiges und unmeditatives Christentum bringen. *Das Leben der kontemplativen Orden dringt wenig in die Gesamtkirche ein.* Wie weit die Anleitungen der Priesterseminare und Ordensnoviziate zeitgemäß sind und die jungen Menschen wirklich in ihrer Situation erreichen und sie in ein innerliches Leben einführen, sei nur als Frage genannt. Sicher aber sind die Laien weitgehend vernachlässigt. Selbst Exerzitien, die unserer Aufgabe hervorragend dienen können und sollen, sind nicht selten zu Wortüberschüttungen und zur Vermittlung von Willensimpulsen geworden . . . Diese Lage ist äußerst gefährlich in einer Zeit, in der die Menschen mehr und mehr unfähig werden, einen Glauben in sich aufrecht zu erhalten, der vor allem autoritär und gedanklich vermittelt wurde; in der die Menschen nach Wirklichkeit und Erfahrung suchen, Gott ihnen aber bei der Verkümmern ihrer Tiefenschichten unerfahrbar und damit unwirklich zu werden droht; in der mehr und mehr Menschen in buddhistischer Meditation und Yoga das suchen, was ihnen fehlt, damit aber die Kirche als überholt empfinden, weil sie ihnen nicht gegeben hat, wonach sie in ihrem Tiefsten und Besten verlangen“<sup>9</sup>.

## II. Wie begegnen wir den Menschen?

Wenn wir gefragt werden: „Wie könnten und müßten wir das Offizium beten oder überhaupt mit den Menschen beten, sei es in unmittelbarem Kontakt, sei es über das geschriebene Wort, daß Christen oder auch Nicht-Christen, die nicht mehr so selbstverständlich von der christlichen Tradition getragen sind – und das sind sehr viele – davon angerührt werden und

<sup>8</sup> Josef Sudbrack, *Probleme – Prognosen einer kommenden Spiritualität*, Echter Verlag, Würzburg 1969, S. 137.

<sup>9</sup> Klemens Tilmann, *Die Führung zur Meditation*. Benziger Verlag, Zürich – Einsiedeln – Köln 1971, S. 21 und 23. Hervorhebung von mir.

es mitvollziehen können? In welchem Vorstellungshorizont müßte sich solches Gebet bewegen, welche Sprache müßte es annehmen?“, dann muß ich gestehen, daß ich kein Programm anbieten kann, wie solche Begegnung im Gebet sich vollziehen müßte. Ich kann zunächst nur ganz konkret von der Situation ausgehen, in der ich Erfahrungen – vor allem mit jungen Menschen – gemacht habe. Diese Erfahrungen führen zu Vorstellungen, wie man die Bedürfnisse und das Suchen dieser Menschen beantworten könnte. Die Modelle der Begegnung, die mir vorschweben, scheitern vorläufig nicht an unserer Klausur, die für den Kontemplativen unerlässlich ist, sondern an mittelalterlichen Klausurformen, die z. B. den Ort der Begegnung – Sprechzimmer oder Kirche – durch Rampen und Gitter in zwei Teile spalten. Spiritual Johannes Bours sprach von einer „Verfremdung, die sich den Menschen aufdrängt“. Thomas Merton sagt, die Zeit für solche „Überfremdungen“ sei endgültig vorbei. Aber in der Praxis ist sie nicht vorbei. Ich kann mich nicht auf den spiritualistischen Standpunkt stellen, daß es ja im Grunde nicht um Äußerlichkeiten gehe, sondern um Opfer, Liebe, Demut. Das ist keine Alternative. Ich finde, man sollte nicht soziologische Relikte mit dem Mantel religiöser Symbolik bedecken. Damit wäre den Fragenden, die zu uns kommen, nicht gedient. Ich stelle fest, daß gewisse Formen des kontemplativen Lebens nicht mit dem Evangelium zu tun haben, sondern mit der noch ausstehenden Gleichberechtigung der Frau in der Kirche. Daß die Frau dem Manne gleichwertig zur Seite steht, ist seit den Zeiten der Urkirche in das Bewußtsein der Gläubigen eingegangen. Daß sie jedoch auch gleiche Rechte verdient, diese Erkenntnis wächst langsam<sup>10</sup>. Ich glaube, daß man nur in dem Maß demütig wird, als man der Wahrheit näher kommt; das heißt aber: Fragen stellen bei Dingen und Sachverhalten, die frag-würdig geworden sind.

Abgesehen von Einzelbesuchen, kommen häufig Berufsschulklassen zu uns. Diese jungen Menschen im Alter von sechzehn bis dreiundzwanzig Jahren – alle sind seit ihrem vierzehnten Jahr im Berufsleben, einige schon verheiratet – wollen die Religionsstunde einmal mit praktischer Anschauung verbinden. Es liegt mir fern, sofort mit ihnen von Gebet, Glaube oder Christus zu sprechen. Ich muß erst einmal abtasten, wo sie stehen, wie sie empfinden, ob sie mit Aggressionen aufgeladen sind oder nicht. Die Klassen sind unterschiedlich. Das Gespräch wird meist tiefer, wenn Jungen und Mädchen zusammen sind. Die erste Frage betrifft das Gitter, dann wieso ich hier lebe, wie ich es ohne Partner aushalten kann, schließlich kommen alle Lebensprobleme – meist die dunklen, unaufgearbeiteten, ans Tageslicht. Die Neugierde über unser Leben ist groß, aber die eigenen Probleme

<sup>10</sup> Vgl. Regina Betz, *Wohin geht die „schweigende Hälfte“ der Kirche? Offizielle Stimmen zur Stellung der Frau in der Kirche*, GuL 45 (1972), H. 2.

müssen erst abgeladen werden. Das ist gut, denn hier treffen wir uns an der Basis. Das Aussprechen schafft einen Raum, der empfänglich macht für Neues. Nun müßte es möglich sein, sich in den Kreis der jungen Leute zu setzen – ich würde nicht gleich sagen: um mit ihnen zu beten, sondern um mit ihnen zu meditieren. Unter Meditation verstehe ich hier Raum zur Ermöglichung von Du- und Gottfindung. Denn daß die jungen Menschen nach einem Du hungern, ist offensichtlich, mitten durch alle sexuellen Verzerrungen hindurch. Man müßte nach allem Sprechen auch zusammen schweigen können. Sie müßten sich angenommen wissen, einfach durch das Meditieren unseres Da-Seins, unseres Miteinander-Seins. Es ist soviel Gutes vorhanden, aber niemand nimmt sich ihrer an. Kommen wir im Gespräch auf Christus oder Gott, dann versuche ich, mit ihnen diese Fragen existentiell anzugehen, indem ich sie daran erinnere, wo und wann sie sich schon einmal personal betroffen fühlten, wo und wann sie schon einmal geliebt haben. Dies ist immer der beste Einstieg, und ich stoße auf Verständnis, wenn auch noch nicht auf Glauben an Christus. Ich muß an die Worte Thomas Mertons denken, die er an den modernen Menschen richtet: Die wirkliche frohe Botschaft läßt sich in unserer Zeit „an seltsamen Orten vernehmen. Und vielleicht spricht sie mehr in Ihnen als in mir, vielleicht ist Ihnen Christus näher als mir; ich sage dies ohne die geringste Beschämung, ohne mich schuldig zu fühlen, denn ich habe gelernt, mich darüber zu freuen, daß Jesus in der Welt ist und bei Menschen, die ihn nicht kennen, und daß er in ihnen am Werk ist, während sie sich weit von ihm entfernt glauben“<sup>11</sup>.

Immer wieder kommt die Frage: „Können wir nicht einmal, wenn auch nur kurze Zeit, mit Ihnen leben?“ Der heutige Mensch bringt so wenig Verständnis mit, daß er einer existentiellen Einweisung bedarf. Ist das Vertrauen so weit, daß die jungen Menschen sich wohl fühlen, daß sie gerne wiederkommen möchten, so wäre es möglich, mit ihnen ein Wort oder eine Stelle der Schrift zu besprechen oder zu meditieren. Erst wenn so Schritt für Schritt der Weg von der Basis her gebahnt ist, könnte man gemeinsam das Gebet der Kirche, Teile aus dem Offizium beten. Was sollen die Suchenden jedoch vor einer vergitterten Wand im Presbyterium der Kirche anfangen? Was sollen sie in einer Eucharistiefeier tun, in der sie praktisch *draußen* sind? Unsere Klausurvorschriften ermöglichen es nicht, daß die Schwestern bei der Feier der Eucharistie den Altar umstehen, geschweige beim Chorgebet.

Was Sprache und Verstehenshorizont betrifft, so meine ich, daß man die jungen Menschen dort abholen muß, wo sie stehen, daß man bei der Auswahl der Schrifttexte zeitgemäße Übersetzungen nehmen sollte oder

<sup>11</sup> *Wir suchen Jesus den Christus*, S. 11.

bei der Eucharistiefeier z. B. auch Jazzrhythmen verwenden kann. Da gibt es verschiedene Möglichkeiten. Man könnte auch moderne Dichtung lesen und interpretieren. All dies kann Anlaß zur Ich-Du-Findung und zur Glaubenshingabe werden. Interessant ist, daß Schüler, die sich Atheisten nennen, die kontemplative Lebensweise oft besser verstehen als sogenannte Christen, die uns zur äußeren Aktivität überreden wollen. Ein Atheist sagte einmal zu mir: „Ich verstehe gut, was Sie tun. Sie setzen sich auf Ihrem Sektor so radikal ein, wie ich es als Marxist auf dem meinen zu tun bestrebt bin.“

Nicht nur Schüler kommen zu uns, auch andere Menschen. Besonders beeindruckend ist, wenn ältere Menschen, die ein volles Engagement in der Kirche leben, um Anleitung zur Meditation bitten. Da kommt man sich vor, als würde man Wasser ins Meer tragen. Viele Schwestern aus den sogenannten tätigen Orden würden gerne öfters an unserem Chorgebet teilnehmen oder mit uns meditieren. Dies alles ist jedoch noch Zukunftsmusik. Kl. Tilmann sagte bei einem Besuch: „Was würde sich an Ihrer Lebensweise ändern, wenn eine oder zwei Schwestern manchmal mit Menschen, die darum bitten, meditieren würden? Ihr Leben muß so sein, wie es ist, aber Sie müssen auch bereit sein, etwas von Ihren Erfahrungen mitzuteilen.“ – Für Thomas Merton heißt das: „Angenommen, das kontemplative Leben wird echt gelebt, haben auch andere nötig, daran teilhaben zu können. Offenheit wirkt in zwei Richtungen. Auf beiden Seiten ist Geben und Nehmen. Das Ergebnis ist, oder sollte sein, echtes Wachstum in der Liebe: größere Liebe des Kontemplativen zu der von Gott erschaffenen und erlösten Welt, größere Liebe des nicht-klausurierten Menschen zu Gott... Es besteht keinerlei Notwendigkeit für kontemplative Karmeliten, Drittklässler Rechnen zu lehren. Ebenso wenig besteht für die Zisterzienser die Notwendigkeit, in die Gemeinden hinauszugehen und zu predigen. Was die Kirche nötig hat, sind Kontemplative, die bereit sind, mit andern die Vorrechte der Stille, des Gebetes und der Meditation zu teilen, die Fähigkeit, tiefer und eindringlicher auf Gottes Wort zu hordchen, ihr Verständnis von Opfer, ihr inneres Sehen mitzuteilen. Jeder, der gerufen ist, mit andern die Früchte der Kontemplation zu teilen, weiß gut genug, daß dieses Teilen weder Ablenkung noch Gefahr für das kontemplative Leben ist. Im Gegenteil, viel Disziplin und Demut sind notwendig für einen, der in aller Ehrlichkeit versucht, mit andern einen unverzerrten Blick auf die Wahrheit zu teilen. Die Aufgabe, anderen deutlich und ehrlich zu vermitteln, was man von den Problemen christlichen Lebens weiß, ohne mehr zu sagen als man weiß, und ohne sich einfach auf aus Büchern entlichene Schlagworte zurückzuziehen, ist eine große Hilfe für das eigene Leben in Christus“<sup>12</sup>. Die Welt steht

<sup>12</sup> *Offenheit und Klausur*, S. 8/9.

heute an einem Kreuzweg ihres Schicksals. Die Katastrophe ist, daß viele die geistigen Dimensionen dieser Krise einfach ignorieren und die Probleme nicht erfassen. In dieser Situation leisten die Kontemplativen einen wichtigen Dienst im schweigenden Hinhorchen, im Fragen, im demütigen und mutigen Sich-aussetzen.

### III. Der nahe und der ferne Gott

Was sollen wir antworten, wenn wir gefragt werden: „Wie können Sie denjenigen, die das Bewußtsein haben, Gott habe in dieser Welt keinen Ort mehr, man könne sein Wirken in einer evolutiven Welt, die immer mehr machbar wird, nicht mehr erfahren, helfen, und zwar auf Grund Ihrer eigenen Erfahrung der Gottferne oder der Abwesenheit Gottes? Müßte in diese Ihre Erfahrung nicht jene Erkenntnis mit eingebracht werden, daß die Welt selbst, weil endgültig von Gott in Christus angenommen, und auch die Arbeit in und an der Welt für den Glaubenden heilsvermittelnd ist, wenn auch immer nur durch das Kreuz hindurch?“

Ich glaube, wenn wir so gefragt werden, genügt es nicht, einfach zu antworten, daß wir die gleichen Erfahrungen der Gottferne, der Abwesenheit Gottes haben, wie die Menschen – Gläubige oder Ungläubige –, die zu uns kommen<sup>13</sup>. Sicher mag der eine oder andere getröstet sein, wenn er erfährt, daß sein Bruder, seine Schwester hinter Klostermauern ähnliche Probleme hat und Kämpfe durchstehen muß wie vielleicht ein geplagter Geschäftsmann oder eine kinderreiche Mutter. Manchmal scheint mir jedoch das Reden von der Abwesenheit Gottes und der Gott-ist-tot-Theologie zu viel zu sein. Ich glaube, daß die Leute, wenn sie zu uns kommen, etwas ganz anderes hören wollen als das Betonen dieser Solidarität. Solidarität mit den Zweifelnden, Trauernden und Suchenden kann man nicht durch Manifeste oder gutgemeinte Eingaben vermitteln, sondern nur von Mensch zu Mensch, indem man sich bemüht, zusammen einen Weg zu gehen. Wenn man aber zusammen einen Weg geht, ist die Abwesenheit Gottes schon zu einer *Nähe* Gottes geworden, ob ich das klar weiß oder nicht. Ich habe mich gefreut, als ich in dem Artikel von Josef Sudbrack „Gott finden – in Einsamkeit oder in Nächstenliebe?“<sup>14</sup> etwas von dem „nahen Gott“ las, der im Geist Jesu in seiner Kirche gegenwärtig ist. Wir wollen hier nicht die verschiedenen Ursachen der modernen Bewußtseinslage – Gott sei abwesend – untersuchen<sup>15</sup>. Ein Hinweis auf das vielschichtige Problem genügt:

---

<sup>13</sup> Vgl. *Hat das kontemplative Leben heute noch Sinn und Bedeutung? Ein Brief*, GuL 40 (1967), S. 459 ff. Dazu die Stellungnahme von Fr. Wulf, *Fragen um die kontemplative Berufung. Zur zeitgemäßen Erneuerung der kontemplativen Orden*, GuL 41 (1968), S. 63 ff.

<sup>14</sup> In: GuL 41 (1968), S. 4 ff.



„Dort, wo wir kleinen Christen glauben, Gott zu finden, tut sich dem großen eine Leere auf, in die hinein zu gehen er den ganzen Mut seines Glaubens benötigt; gerade ‚im Mystischen (wird) jede tiefere Erfahrung Gottes ein tieferes Einfahren in die Nicht-Erfahrung des Glaubens‘ (Urs von Balthasar). Zugleich aber schlägt sich in dieser ‚Nicht-Erfahrung‘ des Glaubens die Realität des geglaubten Gottes nieder: Er ist mehr und anders als alle Rede über ihn, auch als die Rede, die ihn Gott nennt! Gott ist ganz anders; besonders aber ganz anders als die wohlgelungene Phrase über ihn, als das abgerundete System, in dem er seinen abgezirkelten – man würde heute sagen: bürgerlichen – Platz zugewiesen bekommt, ganz anders als die erhebende Stimmung, in der man sich eben noch der Gegenwart Gottes bewußt zu sein glaubte . . . Was hier vorgeht, ist keine Entthronung, kein Sterben Gottes, sondern das Verschimmern eines Gottesbegriffes, der die Wirklichkeit Gottes nicht mehr trägt“<sup>16</sup>.

Kommt nun jemand zu uns, der unter der Last der Gottferne leidet, so gibt es nach meiner Ansicht keinen anderen Weg, als ihn im Namen Jesu – der selbst der Weg ist – „an die Hand zu nehmen“. Ich habe keine andere Sicherheit als mein Vertrauen auf diesen Christus, und ich kann dem andern keine andere Sicherheit anbieten. „Unsicher geworden wegen der Erfahrung des ‚fernen‘ Gottes, stehen wir plötzlich vor der fast beängstigenden Nähe Jesu, der sich mit dem geringsten seiner Brüder identifiziert. Diese ‚Nähe Gottes‘ ist nicht sehr bequem; man kann sie nicht mehr in fromme Bücher, in Kirchenbesuch und Gebetszeiten zurückdrängen. Das konnte man auch früher nicht; aber heute steht derjenige, der es versucht, schon mit einem Fuß außerhalb des Christentums“<sup>17</sup>. Wenn die Menschen zu uns kommen, suchen sie einen „nahen Gott“. Diese „Nähe“ können wir ihnen weniger dadurch bieten, daß wir unsere Glaubensschwierigkeiten vor ihnen ausbreiten und beteuern, wie sehr wir mit ihnen fühlen. Was von uns gefordert wird, ist der Blick Jesu, mit dem wir unsern Nächsten anblicken, weil auch wir von ihm erkannt worden sind. Man kann es auch noch anders sagen: „Wir begegnen Gott, indem wir den Nächsten anblicken! Jedes ‚mystische‘ Alleinsein bei Gott muß seine existentielle Wurzel in diesem ‚Gott im Nächsten‘ haben. Es scheint, als ob Gott uns erst fern werden mußte, damit uns seine Nähe im Nächsten wieder bewußt werden konnte“<sup>18</sup>.

Der Nächste ist nicht einer, dem wir etwas zu geben haben, weil wir privilegierter oder begünstigter sind. Gott kann aus Steinen Abraham Kinder erwecken (vgl. Mt 3, 9) und uns, die wir im Glauben zu besitzen wähnen,

<sup>16</sup> Einen sachlichen Einblick bietet das Büchlein „*Abwesenheit Gottes*“ von Josef Sudbrack. Reihe: Theologische Meditationen, Benziger Verlag, Zürich-Einsiedeln-Köln 1971.

<sup>17</sup> *Gott finden – in Einsamkeit oder in Nächstenliebe?* S. 6/7.

<sup>18</sup> A. a. O., S. 11.

<sup>18</sup> A. a. O., S. 19.

wegnehmen, was er dem Bruder auf der Straße gibt. Was wir dem Bruder anzubieten haben, ist unsere Armut, unser Elend, aber auch unsere Freude, von Jesus Christus geliebt zu sein: „Dies ist die schöpferische und heilende Arbeit des Mönches, die im Schweigen, in der Armut des Geistes, im Leersein von allem, in Demut verrichtet wird. Es ist die Teilnahme am erlösenden Tod und an der Auferstehung Christi“<sup>19</sup>. In meiner Freude weiß der andere sich geliebt, und wir gehen zusammen den Weg der Mühseligen und Erschöpften, der Zweifelnden und Trauernden, weil Christus, wie den Jüngern von Emmaus, auch uns *nahe* ist. Dieser Vorgang ist ein Geben und Nehmen; keiner weiß eigentlich, wer gibt, und keiner, wer nimmt, weil ein Dritter mitten unter uns ist. In dieser gemeinsamen Wanderschaft, die kein „Drinne“ und „Draußen“ mehr kennt, haben wir die Kraft, auch die Gottverlassenheit Jesu mitzutragen, wenn er uns daran teilnehmen läßt. Dieses Anblicken Jesu und dieses von Jesus Angeblicktwerden ist der Weg, auf dem heute Begegnung, Solidarität, Mittragen, „Aushalten der Gottesfrage auf Verheißung hin“<sup>20</sup> geschieht.

#### IV. Arbeit als heilsvermittelnder Dienst an der Welt

Ich weiß nicht, ob es noch notwendig ist, darauf hinzuweisen, daß es zwischen der Arbeit an der von Christus erlösten Welt und dem Hinhorchen auf Gott im Gebet weder Graben noch Trennungsmauer gibt. „Die Alternative lautet nur noch: Gott und die Sünde, Gott und der seinem Willen entgegenstehende Mensch!, aber niemals Gott und Mensch!“<sup>21</sup>, und ich würde hinzufügen: Gott und Welt. Jede Arbeit an der Welt geschieht im Heilsauftrag Christi, ist heilsvermittelnd und steht nicht in Konkurrenz zur Gotteserfahrung, zum Gebet. Leider haben wir noch keine Theologie der Arbeit. Aber auch die kontemplativen Klöster haben längst eingesehen, daß die früheren Motivierungen der Arbeit ebenso wie diejenigen des Gebets nicht mehr dem Auftrag Christi in unserer Zeit entsprechen.

Von jeher arbeiteten Mönche mit Fleiß und unter harten Bedingungen. Der Grund, aus dem heraus die Arbeit getan wurde, war einerseits das Aufsichnehmen von Mühsal. Andererseits sollte die Arbeit so beschaffen sein, daß sie das Denken an Gott nicht behinderte. Der direkte Heilsauftrag der Arbeit an der Welt wurde nicht gesehen. „Benedikt schreibt jedem Arbeit vor, aber eben unter asketischer Rücksicht: Arbeit als Mühe . . . als Ausdruck tätigen Gottdienens, bei den Wüstenvätern auch als Weg innerer Sammlung; gerade die Handarbeit bietet die Möglichkeit zur geistlichen

<sup>19</sup> *Wir suchen Jesus den Christus*, S. 12.

<sup>20</sup> Vgl. *Abwesenheit Gottes*, S. 46.

<sup>21</sup> *Gott finden – in Einsamkeit oder in Nächstenliebe?*, S. 15.

Konzentration“<sup>22</sup>. In der Karmelregel soll die Arbeit den Müßiggang und die Einwirkungen des Bösen verhindern. Heute weiß sich der Mensch, der ins Kloster – auch in das kontemplative – eintritt, mitverantwortlich am Heilsauftrag an der Welt, auch in der Arbeit. Er fühlt sich solidarisch mit allen Arbeitenden.

Es ist natürlich, daß die heutige Gesellschaft einen Leistungsdruck auf die Klöster ausübt, die in ihrer sozialen Verflochtenheit zum Leistungssoll beitragen müssen. Da aber im bisherigen Mönchtum ein hohes Leistungssoll an Gebetsübungen üblich war, entstehen in den Klöstern Konflikte. Auch wegen der „Leistungskontrollen ... in Form der genauen Gehorsamskontrollen und Reglementierungen des gesamten klösterlichen Lebens ... Warum jammern so viele Klöster und Genossenschaften, daß sie keinen Nachwuchs haben? Doch nicht weil es keine Menschen gibt, die das Drop out wagen, sich in Gott zu versenken, sondern weil sie keine Arbeitskräfte haben, damit sie auch das Leistungssoll, das die Gesellschaft heute den Klöstern und Orden abverlangt ... erfüllen können. Hier sind die Dinge völlig auf den Kopf gestellt“<sup>23</sup>. Nach meiner Ansicht sind aber die Dinge deswegen auf den Kopf gestellt, weil man in den Klöstern die Notwendigkeit der sozialen Verflochtenheit mit dem Arbeitsrhythmus der modernen Welt und die daraus erwachsenden geistlichen Bedürfnisse zu wenig berücksichtigt.

Auf jeden Fall kommt diese Entwicklung der Erkenntnis zugute: Nachfolge Christi, Glaube an Gott sind keine verrechenbaren Leistungen, sondern „Befreiung ... Erfahrung Gottes hier und heute ... Reich Gottes in uns“<sup>24</sup>.

Dieses „Reich Gottes in uns“ darf nicht Beziehungslosigkeit sein oder „Selbstgenuß der eigenen Seelenfiguration“, wie Buber sagt<sup>25</sup>, sondern ein Sich-Verdanken, ein Antworten auf das Wort Gottes in die jeweilige Situation hinein. Nur aus diesem Sich-Verdanken kann echte Menschlichkeit erwachsen, die sonst in den Klöstern gefährdet wäre. Hier muß das Wachsein für neue, zeitgemäße klösterliche Strukturen wachsen. „Erst wenn festgehalten wird, daß Gott und Jesus Christus in irgendeinem menschlichen Dienst uns ebenso nahe sein können und auch sind wie in der einsamen Gebetsstunde, erst dann darf und muß weitergegangen und aufgezeigt werden, daß der Mensch beide Beziehungen, zu Gott und zum

<sup>22</sup> Emmanuel Jungclaussen, *Die Rolle des Mönchtums in der Leistungsgesellschaft*, in: Christ in der Gegenwart. Nr. 21, 21. 5. 1972, S. 165–167, Herder, Freiburg, S. 166. Hier sind manche praktischen Probleme angeschnitten, aber es bleiben viele Fragen offen, die die heutige christliche Verantwortung des Mönchtums betreffen.

<sup>23</sup> A. a. O., S. 167.

<sup>24</sup> A. a. O., S. 166.

<sup>25</sup> Martin Buber, *Ich und Du*, in: *Das dialogische Prinzip*, Verlag Lambert Schneider, Heidelberg 1962, S. 106. (Zum Kontext dieses Zitates vgl. dieses Heft 306–307.)

Menschen, in ausdrücklichem Tun realisieren muß . . . Einem Menschen, der über seiner Arbeit das Gebet vergißt . . . wird über kurz oder lang nur noch der ‚ferne‘ Gott gegenüber stehen . . . Wenn aber ein Mensch umgekehrt in seinem Gebet, in seiner Kontemplation die Verantwortung für den Mitmenschen und die Welt von sich abweisen würde, dann wäre das das sicherste Kriterium für die Unwahrhaftigkeit seines Gebetes . . . Es gibt kein besseres Mittel gegen jede Art von Götzendienst, der sich in aller Sünde birgt, als der Nächstendienst“<sup>26</sup>.

Auch aus Gott können wir einen Götzen unseres Egoismus machen. Darum ist es gut, daß unser Glaube in der Konfrontation mit dem Atheismus von falschen Bildern gereinigt wird. „Was heißt dies anderes, als daß die Angst des Unglaubens den Christen ergreifen muß, damit er losläßt und immer wieder losläßt? Der Glaube ist stets und immer ein ‚Mehr‘ . . . Man wird der Wirklichkeit selbst konfrontiert, man wird gezwungen, die Sache selbst und nicht mehr das Reden über die Sache zu betrachten. Die Spitze des Fragens dringt zugleich ins eigene Sein ein und fordert den letzten Einsatz heraus. Man ist – wie Meister Eckhart schreibt – gezwungen, sich ‚nackt‘ dem ‚nackten‘ Gott zu stellen“<sup>27</sup>.

Das Kloster der Zukunft muß ein Modell christlichen Lebens sein. Ein Ort, an dem Gläubige und Ungläubige sich angenommen, verstanden und auf einen Weg mitgenommen wissen. Dieser Weg heißt Jesus Christus.

## Auf der Suche nach dem Religiösen in der zeitgenössischen Literatur

### II. Teil

Paul Konrad Kurz SJ, München

Silja Walter, Kurt Marti, Ernesto Cardenal verstehen ihr Leben radikal von Jesus her und stehen in der kirchlich gebundenen Nachfolge Jesu. Sie zeigen drei Möglichkeiten christlichen Schreibens heute: verinnerlicht und traditionell Silja Walter, experimentell und sprachkritisch Kurt Marti, sinnhaft-mystisch und jesuanisch revolutionär Ernesto Cardenal. Außer-

<sup>26</sup> *Gott finden – in Einsamkeit oder in Nächstenliebe?*, S. 20/21.

<sup>27</sup> *Abwesenheit Gottes*, S. 29 und 26.